



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Katholische Belletristik und Publizistik. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Demonstrationen, Führungen und Vorträgen über das grundlegende Wesen der Architektur als organisches Raumgebilde, über die Besonderheit jeder Aufgabe, über die Eigenart des Materials, die technischen Fortschritte und Erfindungen neuer Baustoffe, endlich über den Zusammenhang dieser lebendigen Baukunst mit den andern Künsten und Gewerben. Kaum ein Gebiet menschlicher Tätigkeit wäre dann zu nennen, das nicht in irgendeinem lebendigen Kontakt mit einer solchen, aus dem Leben der Nation herausgewachsenen Baukunst stünde. Auch die Malerei, die das Ausstellungswesen fast allein beherrscht, stünde im Zusammenhange mit der Architektur, gleichsam als Architekturglied in einem viel vorteilhaftern Lichte da und würde in diesem Zusammenhange viel inniger mit dem Leben zusammenwachsen. Eine unendlich reiche fruchtbare Arbeit des täglichen Ideenaustausches, bei dem nicht nur das Publikum, sondern auch die Baukunst zu gewinnen hat, liegt vor. Sie müßte sich auch die Schule erobern, um von den untersten Klassen an neben der schematischen Raumlehre als Geometrie die künstlerische Raumlehre, als Baukunst das bereitwillig aufnehmende Verständnis der Jugend zu befruchten. Aber neben der baukünstlerischen Erziehung des Publikums ist auch die Erziehung des Baukünstlers ein Problem, das ich nächstens behandeln werde. Das Publikum wird die baukünstlerische Erziehung nicht von jenen Meistern empfangen, die den Begriff von Architektur als einer Häufung von mehr oder weniger scheinbaren Fassadenmotiven erhärtet haben. Für die baukünstlerische Erziehung und Entwicklung ist der Gedanke entscheidend, daß die Architektur in dieser Form überwunden werden muß.



Katholische Belletristik und Publizistik

1



vor einiger Zeit habe ich in den Grenzboten eines Romans von Achleitner in nicht eben freundlicher Weise gedacht. In einer katholischen Literaturzeitschrift wurde dazu bemerkt: Achleitner gegenüber hätte ich ja nicht gerade Unrecht, aber man dürfe von ihm nicht auf die heutige katholische Belletristik schließen; es gebe bessere Sachen. Der Verfasser des Artikelchens schickte es mir, und ich erwiderte: außer dem Buche von Achleitner hätte ich seit dreißig Jahren keinen katholischen Roman mehr zu Gesicht bekommen; leider hätte ich auch keine Gelegenheit, solche kennen zu lernen, und würde, wenn es der Fall wäre, wenig Zeit dafür übrig haben. Darauf war der Herr so freundlich, mir ein Paket katholischer Zeitschriften und Broschüren zu schicken. Die Sachen haben einige Monate unberührt dagelegen, dann aber fiel mir ein: du könntest daraus einiges den Grenzboten mitteilen. Diese arbeiten doch an einer Verständigung zwischen den Konfessionen, und dazu gehört, daß man einander auch auf diesem

Gebiete kennen lernt. Die Katholiken haben nun wohl genug Gelegenheit, protestantische Zeitschriften und Romane zu lesen, sie finden solche in der Journalmappe, im Café, dagegen sind katholische Literaturerzeugnisse nicht einmal an katholischen Orten allgemein verbreitet und dringen kaum über diese hinaus.

Im Jahre 1898 hat Karl Muth unter dem Pseudonym Veremundus bei Franz Kirchheim in Mainz eine Broschüre veröffentlicht, der es beschieden war, Epoche zu machen: Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Die Tatsache hatte ich aus den Zeitungen erfahren, aber über den Inhalt hatte keine ausführlich berichtet, und so habe ich diesen erst jetzt kennen gelernt.*) Nachdem Hertling und Schell die heutige Inferiorität der Katholiken auf dem wissenschaftlichen Gebiet eingestanden und zu erklären versucht hatten, legte der Katholikentag zu Landshut in Beziehung auf die schöne Literatur dasselbe Geständnis ab. Zur Abhilfe schlug ein Rektor Huppert vor, die katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen sollten ihre Geschichten nicht so oft in Adels- oder reichen Bürgerkreisen spielen lassen, sondern sich mehr dem kleinbürgerlichen Leben zuwenden. Auch gewisse brennende Fragen sollten von Katholiken ausgiebig in groß angelegten Romanen behandelt werden, wogegen man der Liebesgeschichten gerade genug habe für eine lange Reihe von Jahren. Er mahnte die katholischen Männer, namentlich die Professoren, sie möchten es nicht unter ihrer Würde erachten, sich nach berühmten Mustern auch auf dem schüngeistigen Gebiete zu betätigen. Veremundus protestiert gegen diese Art und Weise, die Angelegenheit zu behandeln. Wenn man die Romanform für Zwecke empfehle, die außerhalb der Kunst liegen, so werde man damit weiter nichts erreichen, als Herabsetzung des künstlerischen Ansehens des Romans in der öffentlichen Meinung. Die bei weitem überwiegende Zahl der alljährlich erscheinenden Romane, schreibt er, „hat mit der Kunst und im besondern mit der Poesie so gut wie nichts zu tun. Sie sind entweder Notprodukte erwerbsbedürftiger Schriftsteller, oder Früchte weiblicher Schreib- und Fabulierfertigkeit, sofern ihnen nicht in fast gleich vielen Fällen nur der Ehrgeiz, literarisch von sich reden zu machen, oder die Absicht, durch sie Ideen zu kolportieren, Gevatter gestanden hat. Sie sind gleichgültig für die Literaturgeschichte; denn sie erfinden nichts, sie schaffen kein neues Leben und vernichten keines; dieses tun sie höchstens, wie Eichendorff sagt, durch ihre Langweiligkeit. Den Konsumenten aber sind sie Futter für die verschiedensten Bedürfnisse, unter denen das der poetischen Anregung, der künstlerischen Erhebung an allerletzter Stelle steht. Von einer solchen Literaturgattung über-

*) Daß sie, woran ich nachträglich erinnert werde, in den Grenzboten schon besprochen worden ist, und zwar im 47. Heft des Jahrgangs 1898, hatte ich vergessen. Die damalige Besprechung hatte einen andern Zweck als die meine; der Verfasser begrüßt zwar ebenfalls den Veremundus als eine erfreuliche Erscheinung, aber kritisiert ihn auch. Daß einige Zitate aus diesem hier wiederkehren, dürfte nicht schaden, da sie die Grenzbotenleser wohl längst vergessen haben.

haupt mit Ernst zu reden, ist schwer, und man kann es angesichts dieses Mißbrauchs der Romanform zwar nicht gutheißen, aber doch begreifen, wenn der Roman überhaupt von ernstern Männern mit Geringschätzung behandelt und höchstens wegen seiner unterhaltenden Form noch für gut genug erachtet wird, bestimmten Ideen damit größere Verbreitung zu verschaffen. Und wenn wir sehen, wie Tausende und Abertausende von Federn in diesem Genre unaufhörlich tätig sind, in einer schlau berechneten Geschichte dem harmlosen Leser die bizarrsten Ideen einzuimpfen, wenn wir sehen, wie der Sozialpolitiker seine wirtschaftlichen Entdeckungen, der Philosoph seine Humanitätsgedanken, der Naturwissenschaftler seine Weltanschauung, der Anhänger der Friedensliga seine Abrüstungsschwärmerei, der Spiritist seine Geistertheorien, der Moralrevolutionär seine Ethik, die Frauenrechtlerin ihre Reformgedanken, der Abstinenzler seine Besserungsvorschläge, der Kulturkämpfer seine Intoleranz auf diese Weise zu popularisieren sucht, warum sollte dann, bloß vom Konkurrenzstandpunkt aus betrachtet, die gleiche Form uns zu gut sein als Mittel, unsern Ideen Voranschub zu leisten, sie in dem dialektischen Für und Wider einer fein berechneten Konversation dem Leser in überzeugender Weise nahe zu bringen?"

Beremundus lehnt diese Methode trotzdem ab. Angenommen, meint er, es gelänge, eine solche katholische Tendenzliteratur zu züchten (oder vielmehr, da sie schon vorhanden ist, ihr Quantum zu vergrößern), was wäre damit erreicht? Kaum viel mehr, als daß eine gar nicht existenzberechtigende Literaturgattung bereichert würde. Wer eine katholische Literatur, die diesen Namen verdient, fördern wolle, der habe das Gegenteil zu tun, der müsse „den Roman gegen alle außerhalb der Poesie und der Kunst liegenden Ansprüche verteidigen. Das wäre eine verdienstvolle literarische Tat, aber freilich auch ein Wagnis gewesen. Denn es ist Tatsache, daß es in katholischen Kreisen eine große Anzahl öffentlich einflußreicher Männer gibt, die teils aus einem ästhetischen Vorurteil, teils aus gewissen, durch die schlechte Literatur allerdings gerechtfertigten pädagogischen Bedenken dem Roman und der Romanlektüre so ablehnend gegenüberstehn, daß sie beides entweder gänzlich verwerfen oder nur als ein unvermeidliches Übel gelten lassen.“ Die den Roman ganz verbannen wollen, werden jedoch schon von den andern widerlegt, die richtig erkannt haben, daß man das „Übel“ nicht loswerden kann. „Je mehr gegen das Romanlesen geeifert wird, desto mehr nimmt es zu.“ Ein Übel aber „sind nur schlechte Romane, und diese sind nicht notwendig. Was ist also logischer, als daß wir, die Notwendigkeit des Bestehens belletristischer Unterhaltung einmal zugestanden, unsre ganze Sorge darauf richten, der Hervorbringung guter Romane nicht nur nicht hinderlich zu sein, sondern sie, soweit dies möglich, nach Kräften zu unterstützen und zu fördern?"

Wenn es nun aber die katholische Belletristik sein soll, die man fördern will, was ist damit gemeint? Der Freiherr von Hertling habe dargetan, wie das scheinbare Antitheton „katholische Wissenschaft“ zu verstehen sei. Auch die

Belletristik strebe nach Wahrheit; Wahrheit und Schönheit seien ihr Zwillingsschwester. Freilich sei die künstlerische Wahrheit nicht die der Wissenschaft, sondern poetische, oft nur subjektive Wahrheit. „Die Tatsachen des Lebens, auch noch so exakt beobachtet und durchforscht, müssen erst durch das Medium der dichterischen Individualität wie durch einen Filter hindurchgehen und werden deshalb immer subjektiv gefärbt. Der Dichter vermag trotz allem Streben, in der Form wie in der Sache objektiv zu bleiben, seine Wahrnehmungen doch nur so wiederzugeben, wie er, und er allein, sie sieht. Poesie allerdings bleibt Poesie, ob sie nun aus einem katholischen oder aus einem protestantischen Gemüte entquillt, und es ist darum Unsinn, schlechtlin von katholischer und nicht-katholischer Poesie reden zu wollen. Eine Verschiedenheit ist nur insofern denkbar, als die poetischen Ideale von Dichtern verschiedenen Glaubens verschieden sind, und als sie ihre poetischen Gedanken und Empfindungen an solche Begebenheiten, Lebenserscheinungen, Seelenstimmungen, religiöse Überlieferungen und Einrichtungen anknüpfen, die ihnen je nach ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder zu jenem Bekenntnis näher liegen. Insofern dürfen wir von katholischer Dichtung, müssen wir von katholischer Unterhaltungsliteratur reden. Denn die Erzeugnisse dieser fallen ja nur zum kleinsten Teile unter den Begriff der Dichtung, und in welchem Grade sie zum Tummelplatz unkünstlerischer Bestrebungen gemacht werden, das beweisen auf der einen Seite Richard Weitbrecht, auf der andern Conrad von Volanden. Hier auf dem Gebiete der Tendenzbelletristik drängt sich das konfessionelle Unterscheidungswort von selbst auf, wird uns die Bezeichnung geläufig, und hier erwächst auch die Gefahr, es bei belletristischen Werken so stark zu betonen, daß darüber alle andern Gesichtspunkte über Gebühr außer acht gelassen werden.“

Da das Volk feinere Unterscheidungen nicht zu machen pflege, so denke es bei dem Ausdruck „katholische Belletristik“ an gar nichts andres als an die ihm bekannten Tendenzromane, und wenn katholische Literatur so nachdrücklich gefordert werde, setze sich bei ihm die Ansicht fest, es sei unerlaubt, andre als solche Geschichten zu lesen, die ihre katholische Tendenz deutlich zur Schau tragen. Aber gerade solche Romane, von denen ja manche, wie die der hochbegabten Hahn-Hahn, ihre Vorzüge hätten, seien vom ästhetischen Standpunkt aus gesehen nicht existenzberechtigt. An einem einzelnen Beispiele wird gezeigt, auf welchem Punkte die Berechtigung der katholischen Färbung aufhört und die Tendenz anfängt. In einem Roman von Sinkiewicz verlangt eine fromme Person in der Krankheit den Beichtvater. „Das ist vom katholischen Standpunkte durchaus in Ordnung. Daß jedoch der Dichter die Tatsache erwähnt, hat seinen Grund nicht (und soll ihn nicht haben) in dem erzieherisch-pedantischen Bedenken, der Tod einer katholischen Frau ohne Sakramentenempfang könne für den gläubigen Leser ein Ärgernis sein, sondern in der inneren Notwendigkeit, daß der tiefreligiöse Sinn Marynias sich auch in diesem kirchlichen Akt betätige, wenn ihr schönes Charakterbild vollendet vor uns stehen soll.

Mit andern Worten, daß uns der Dichter mit ihrem Verlangen bekannt macht, geschieht nicht aus katholischer Ostentation und seelsorglichen Rücksichten (auch ein nicht katholischer Dichter hätte es nach den gegebenen Voraussetzungen tun müssen), sondern weil es psychologisch und durch die Situation, vor allem durch die von dem Dichter beabsichtigte Wirkung auf Polaniecki, ihren Gatten, geboten war.“ Katholische Romane und Tendenzromane seien leider in der Auffassung der meisten Katholiken ein und dasselbe, es müsse aber grundsätzlich daran festgehalten werden, daß ein aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsener Roman kein Tendenzroman sein müsse, ja ein solcher gar nicht sein dürfe. „Die Kunst, die Dichtung will nur das Menschlich-Bedeutungsvolle, reine Menschlichkeit darstellen. Menschlich-bedeutungsvoll im höchsten Sinne des Wortes ist aber das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur Religion. Ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen, Lieben ist ein wahrer, warmblütiger, harmonischer Mensch gar nicht zu denken, und wenn darum ein katholischer Dichter einen solchen Menschen schildert, so wird er ihm ganz unabsichtlich und wie von selbst ein Stück seiner eignen Seele geben, wahres religiöses Leben, das sich spontan und immer in bedeutungsvoller, auch menschlich ergreifender Weise äußern muß. Ein solches Werk nenne ich einen katholischen Roman, auch wenn nichts spezifisch Katholisches darin vorkommt. Wo hingegen diese lebendige, organische Einheit des Charakters fehlt, wo religiöse Reflexionen (auch im Munde der Personen) das individuelle Leben der Charaktere vernichten, wo die Tendenz in der künstlerischen Komposition nicht völlig restlos aufgeht sondern einen Gedankenüberschuß in das Kunstwerk wirft, das, als solches, nur aus Anschauungen besteht, da haben wir es mit einem Tendenzwerk zu tun, das auf ästhetisch-literarische Würdigung wenig oder kein Recht geltend machen kann. Und nicht bloß seinen literarischen Beruf wird ein solches Werk verfehlen, sondern in den meisten Fällen auch den ihm aufgedrängten religiösen Zweck, weil für unsre in Beziehung auf Bekehrungsversuche sehr mißtrauische Zeit nirgends mehr als im religiösen Gebiete das Wort gilt: Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt.“

Es folgt eine ästhetische Abhandlung, in der Veremundus seine Ansichten vom Wesen des Romans entwickelt. Sie sind sehr beachtenswert, aber wir können nicht näher darauf eingehen. Es mag nur hervorgehoben werden, daß nach seiner Theorie der Roman, wie jedes Kunstwerk, die Seele befreien muß, und daß er nicht ein Weltbild malen, nicht Meinungen predigen, nicht Begebenheiten erzählen, sondern den Helden handeln lassen soll. Veremundus adoptiert darum folgendes Urteil eines andern katholischen Kritikers, Keiter, über die Wahlverwandtschaften. „Mehr als in irgendeiner andern Dichtung ist hier Goethe planvoll künstlerisch verfahren: das Aufkeimen wie das langsame Wachsen der Leidenschaften offenbaren die reifste Meisterschaft der Darstellung. Man sollte daraufhin gar nichts andres als eine große Tat erwarten,

und wir erleben — die Versumpfung der Leidenschaft. Der Verlauf der Ereignisse entspricht ja durchaus dem, was oft in solchen Fällen geschieht. Wenn die Männer, um ihrer Liebe Herr zu werden, in die weite Welt gehn, die Frauen daheim auf ihrem Schlosse sich miteinander einzuleben versuchen, so spricht dafür wohl die Wirklichkeit, aber nicht die menschliche Natur. Die Leidenschaft kann sich so nicht verhalten. So lange sie gesund ist, muß sie handeln, und handelt sie nicht, so ist sie krank. Daß ihr sittliche Bedenken im Wege stehn werden, ist selbstverständlich, aber die Leidenschaft überwindet alle Bedenken, wenn sie dämonisch, das heißt gesund ist. Der Hang und Gang der Leidenschaft pflegt ja ganz unmoralisch zu sein — eben darum ist's wohlgetan, bei jedem Anfang das Ende zu bedenken. Aber die unsittlichste Tat der Leidenschaft kann, tragisch gewendet, nie zu einem andern Ende führen als zu einem rein sittlichen: zur Entsagung, während ihre Versumpfung — an sich schon immer ein Zeichen der Schwäche oder Krankheit — ausnahmslos in ein mehr oder minder starkes Unbehagen auslaufen muß.“ Sehr wenig Romane finden Gnade vor Beremundus; unbedingt lobt er nur Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas und die Richterin von Konrad Ferdinand Meyer. Die katholischen Romane — man erfährt bei der Gelegenheit eine Menge Autorennamen, die mir wenigstens noch niemals zu Gesicht gekommen waren — taugen schon deswegen nichts, weil sie meist Tendenzromane sind. Von männlichen Autoren seien der Erwähnung wert eigentlich nur „Anton Schott, Ad. Jos. Cüppers und H. Hansjakob. Der Jesuit J. Spillmann und der Abenteurer Karl May kommen hier wohl nicht in Betracht; sie sind nur Jugendschriftsteller. Selbst Hansjakob gehört wohl kaum so recht hierher. Ich habe ihn genannt, weil er einige Abstecher ins Gebiet der Novellistik gemacht hat; aber keines seiner derartigen Werke kommt über die Skizze hinaus. Anton Schott schildert vorwiegend das Leben seiner böhmischen Heimat. Seine Art zeichnet sich durch herbe Einfachheit und schlicht poetische Auffassung der Natur und ihrer bäurisch kraftvollen Menschen darin aus. Er kann, wenn er sich nicht durch hastige Produktion schädigt, noch sehr Erfreuliches leisten. Das gleiche, und in Rücksicht auf seinen weitem Stoffkreis vielleicht in noch höhern Maße, gilt von Cüppers, der mit künstlerischen Absichten an seine Vorwürfe herantritt. Und nun die Frauen! Ich habe meine Auswahl unter denen, die da im Heiligtum der Literatur ihre Tinte versprizen, auf zwölf beschränkt. Das macht sechs weibliche Federn auf eine männliche. Hier sind sie: Brackel, Herbert, Jüngst, Meidegg, Goldegg, Ludolf, Haupt, Lilien, Sakoby, Bäß, Bingen und Beldenz. Nach dem literarischen Wert der Leistungen hätte ich mich auf die fünf ersten Namen beschränken können. Aber ich wollte eben numerisch dartun, welch ungeheures Übergewicht die Frauen in unsrer Belletristik haben.“ Starkes Talent und leichte Technik wird namentlich den zuerst genannten zwei Damen nicht abgesprochen, das Lob aber, das ihnen die katholischen Kritiker spenden, als übertrieben zurückgewiesen. Bei der Musterung

der übrigen Novellistinnen wird die rühmende Kritik, die einem Roman der Itha von Goldegg in dem Jesuitenorgan „Stimmen aus Maria-Laach“ zuteil geworden war, einer sehr scharfen Antikritik unterzogen. Während aber Beremundus das Lob, das der Pater Kreiten dem ästhetischen Charakter des Romans gezollt hatte, zunichte macht, nimmt er die Fabel des „Märchens vom Glück“ gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz. Die junge Heldin will ihren Vetter mit seiner Frau versöhnen und setzt sich dabei der Gefahr einer ehebrecherischen Liebe aus. Der Pater schreibt: „Wird jungen unerfahrenen Mädchen dieses weibliche Apostolat im reinsten, lautersten Lichte in Coralie verkörpert vorgeführt und ohne alle Unzuträglichkeit zu einem guten Ende geführt, so muß das notwendig die Lust zur Nachahmung wecken.“ Ergo, schließe Kreiten, sei der Roman unsittlich. Das sei nun eine Logik, wie man sie bei einem denksharfen Jesuiten glücklicherweise nicht oft antreffe. „Die einzig richtige Schlußfolgerung wäre gewesen: das ist kein Roman für junge Mädchen. Der Roman wäre also, die Gefahr der Nachahmung in der Praxis zugegeben, höchstens vom erzieherischen, niemals aber vom sittlichen Standpunkt aus zu tadeln gewesen. Nachdem später in der Buchausgabe auch der Erzieher zu Worte gekommen und in dem Roman die Warnungstafel für alle kleinen Komtessen mit starkem Nachahmungstrieb deutlich und sichtbar aufgerichtet war, hat der Roman nach dem Zeugnisse Kreitens seinen unsittlichen Charakter verloren und ist damit empfehlenswert geworden. Ich muß daraus folgern, daß ein Roman, der gegen die Moral verstößt, durch den aufgehobnen Finger und die Mahnung »machs nicht nach!« in einen sittlichen umgewandelt werden kann. Man sieht, wohin solche engherzige Übertreibungen führen. Die Betonung der Nachahmungsgefahr ist zu einem wahren Schreckgespenst geworden. Denn nicht bloß die Kinder- und Jugendliteratur wird wie recht und billig von Erziehern überwacht, sondern auch die höhere Belletristik sieht sich fort und fort kleinlichen Bemäkelungen überängstlicher Leute ausgesetzt.“ Von andern katholischen Kritikern ist der Roman der Goldegg unerquicklich genannt worden. Beremundus gibt ihnen recht; es herrsche Stilleluft darin. Der Roman wirke trotz seiner aufdringlichen Sacré-Cœur-Frömmigkeit und seiner hyperidealen Heldin niederdrückend und beklemmend. „Etwa, weil darin die Korruption geschildert wird, weil die Menschen, die uns die Verfasserin vorführt, zum großen Teil widerliche, angefaulte Subjekte sind? Keineswegs! Auch Coloma [von dem noch die Rede sein wird] hat ziemlich wahllos in das moderne Gesellschaftsleben hineingegriffen. Aber daß das, was er darin packte, nicht bloß interessant, sondern trotz allem Schmutz auch genießbar dasteht, das verdanken wir dem nicht zu unterschätzenden Umstande, daß er diese Griffe eben als ein Dichter tat, der seinen Stoff künstlerisch zu meistern verstand.“ Beremundus stimmt Niehl bei, der sagt, er wolle zwar frivolen Kunstwerken nicht das Wort reden, behaupte aber, daß solche weniger gefährlich seien als zerriffene, die bloß die Zämmlichkeit des Daseins vorführen. Er geht jedoch nicht soweit

wie Professor Conrad Lange, der meint, noch niemals sei ein junger Mensch durch einen Roman wie Zolas *Mana* verdorben worden. Das sei ein bodenloser Optimismus; mit seinen eignen Söhnen werde Lange das Experiment schwerlich machen. „Auch bei Werken, die das Laster mit angeblich sittlichen Tendenzen zwar abstoßend, jedoch, wie Zola, in gemeiner Weise darstellen, ist die Frage vom praktischen Standpunkte der Volkserziehung strenger zu beurteilen als vom Standpunkte der theoretischen Moral.“ Werke, die mit brutalen Lebensstatsachen ausgespickt sind, müssen trotz vorgeblich sittlicher Tendenz als unsittlich bekämpft werden, weil sie das Schamgefühl abstupfen. Absolut unsittlich dürften freilich auch sie nicht genannt werden; das seien nur solche, „die einen an sich unsittlichen Gedanken zur Grundlage haben, die Sünde als begehrenswert hinstellen oder durch sexuell reizende Schilderungen die Scham verletzen“.

Die pädagogische Rücksicht dürfe aber nicht so weit gehn, daß man auch dem Künstler jede Darstellung der Wirklichkeit verbiete, die möglicherweise Knaben und jungen Mädchen schaden könnte. Das katholische Publikum und die katholische Kritik würden aber gegenwärtig von dieser pädagogischen Rücksicht in dem Maße beherrscht, daß sie auch in der Literaturgeschichte für die Beurteilung von Kunstwerken den Ausschlag gebe. „Goethebiographien wie die des P. Baumgartner [des Jesuiten, der unsre großen Klassiker, von Lessing angefangen, der Reihe nach heruntergerissen hat, und der jetzt die französische Literatur mißhandelt] mögen gegenüber gewissen Übertreibungen der Gegenseite ihre Berechtigung haben, obwohl auch dann noch nicht, wie hier, der Grundsatz maßgebend zu sein braucht, gerade alles schlecht zu finden und das Große, Schöne, Edle und Bedeutende an Goethe durch die Fülle des einseitig gehäuften Tadelns so um seine Schätzung zu bringen, daß der Leser mit einem Eindruck von dem Buche scheidet, der in keinem Verhältnis mehr steht zu dem, was uns Goethe trotz alledem sein kann und sein darf.“ Nun stehe es ja dem Katholiken frei, protestantische Literaturgeschichten und Rezensionen zu benutzen, und wenn Beremundus gute katholische Leistungen dieser Art wünscht, will er das keineswegs so verstanden wissen, „als ob wir uns durch die Ausfüllung dieser Lücke abschließen, unabhängig machen und auf uns selbst stellen sollten. Gerade das Gegenteil müßten wir zu erreichen streben: uns Gehör verschaffen, mitarbeiten, Einfluß gewinnen, ähnlich wie wir dies, dank dem praktischen, tatkräftigen Gegenwartsinn der Zentrumsführer, in der Politik erreicht haben. Das einzige Mittel aber, zu diesem Ziele zu gelangen, ist positive Mitarbeit von einem freien und großherzigen Standpunkt aus, ist die Beschäftigung mit allen die Zeit bewegenden Fragen in einer auch den Gegner nicht verletzenden Form, ist das aufrichtige Bemühen, das künstlerische Ringen und Sehnen der Zeit verstehen zu lernen, ist endlich jene unparteiische Wahrheitsliebe, die das Gute und Schöne, wo immer auch sie es findet, anerkennt und bereitwillig aufnimmt.“ Ein arger Übelstand sei, daß die katholische

Laienchaft die Literaturgeschichtsschreibung bisher ganz und gar dem Klerus überlassen habe. „Gerade der katholische Priester wird sich nur ausnahmsweise gegenüber gewissen Seiten der schönen Literatur unbefangen fühlen. Wie leicht wird sein Urteil in Beziehung auf die Erotik einseitig und unduldsam, sofern er nicht etwa überhaupt auf eignes Urteil verzichtet oder solche Sachen stillschweigend übergeht. Sein priesterlicher Charakter verbietet ihm die freie Auffassung nicht grundsätzlich, aber die Rücksicht auf das Ärgernis, das gerade der ehelose Priester durch verständnisvolles Verweilen bei dergleichen Dingen den Denkschwachen gibt, wird ihm die Lösung der Aufgabe nahezu unmöglich machen.“ Auch fehle es, was unter diesen Umständen nicht zu verwundern ist, den unbefangenen Katholiken an einem periodischen kritischen Organ, in dem sie sich äußern könnten. Die vorhandenen Zeitschriften, wie der literarische Handweiser von Dr. Hülskamp, huldigten der einseitigsten Parteidoktrin.

Mit dem vorstehenden ist eigentlich die katholische Inferiorität in der schönen Literatur hinreichend erklärt; Veremundus hält es trotzdem noch für notwendig, sieben einzelne Ursachen aufzuzählen, die sozusagen durch die Auflösung des beschriebenen Zustandes in seine Bestandteile gewonnen werden. Die Ursache „dieser literarischen Abseitsstellung und Rückständigkeit“ sei selbstverständlich nicht in einer geringern Begabung der Katholiken zu suchen. An Talenten fehle es nicht, wohl aber an den Bedingungen für ihre Entfaltung. Wenn der Roman höchstens als notwendiges Übel geduldet werde, so sei das keine Ermutigung für die Dichter. Hin und wieder so von oben herab eine literarische Abkanzlung in den Stimmen aus Maria-Laach (die einzigen übrigens, die der Sache wenigstens nähertreten) oder ein Zeitungsfeuilleton, das ist in Anbetracht des üblichen Tones schlimmer als nichts. Dieser Mangel an Interesse ist die erste Ursache der katholischen Rückständigkeit, und er erzeugt zugleich die zweite, die „Abseitsstellung“ (die übrigens oben als die zu erklärende Erscheinung angegeben war). „Über vielen belletristischen Hervorbringungen auf katholischer Seite liegt ein Hauch von Unmodernem, von kaum überwundnem Dilettantismus, von Langweiligkeit und Halbheit, weil es ihre Urheber nicht wagen, der Wahrheit, dem Leben fest ins Auge zu schauen und das Gesehene mit sinnlich wirksamen Farben zu schildern. Denn das würde ihnen unfehlbar den Vorwurf zuziehen, sie seien modern, und dieses Wort ist bei vielen so anrühlich, daß es allerdings als das klügste erscheinen muß, lieber unmodern zu sein und empfohlen zu werden, als modern und keinen Verleger, keine Redaktion zu finden. . . . Daß wir deshalb noch lange nicht jeden literarischen Unsinn mitzumachen, die Poesie heut im schmutzigsten Naturalismus, morgen im überspannten Symbolismus und Mystizismus zu suchen brauchen, ist wohl kaum nötig zu betonen. Denn nicht darin liegt der Fortschritt der modernen Dichtung, sondern in der Technik der Sprache und des Aufbaus, in der Anpassung der Sprache an den Gegenstand, in dem großartig entwickelten Wirklichkeitsinn, in der Beobachtungs- und Charakterisierungskunst und zum

Teil vielleicht in der Stoffwahl.“ Daß spezifisch katholische Stoffe der Aufnahme eines Buches auch in nichtkatholischen Leserkreisen an sich nicht hinderlich seien, beweise der Roman Colomas, dessen deutsche Ausgabe rasch hintereinander sechs Auflagen erlebt habe.

Die dritte Ursache sei die schon beschriebne Engherzigkeit, die alle Literatur ausschließlich nach pädagogischen Rücksichten beurteile. „Nehmen wir speziell den Roman, der, wie Goethe sagt, das wahre Leben sein soll, nur folgerecht, was dem Leben abgeht. Wie kann man das Leben in diesem Sinne darstellen, ohne dabei dem Erzieher in die Quere zu kommen?“ Der Roman sei nun einmal kein Erziehungsmittel. Goethe sage ganz richtig: „erziehen heißt, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, unter denen sie in einem gewissen Kreise existieren kann. Der Roman dagegen stellt die Leidenschaft dar, die aus der Gesellschaft hinaus in den Tod treibt, und er stellt dieses grenzenlose Streben als das Interessanteste dar.“ Der Roman habe ernste Konflikte, auch zum Beispiel Ehekonflikte, zu behandeln, und da die ernstesten Konflikte aus der Sünde entspringen, so sei auch deren Darstellung nicht zu umgehn. Selbstverständlich sündigen auch Priester, und es sei kein Grund vorhanden, warum nicht auch sündige Priester sollten dargestellt werden. „Daß jedoch die Kritik nicht jedem Romanfabrikanten die Karikierung von Priestern und Ordensleuten nachsehen kann, wie sie von gewissen protestantischen und jüdischen Schriftstellern und Blaufrümpfen betrieben wird, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.“ Am auffälligsten macht sich die Engherzigkeit in der Form der Brüderie bemerkbar. Brüderie, schreibt Beremundus, „ist eine Zeitkrankheit, die in Perioden moralischen Niedergangs als eine über das Ziel hinauschießende Reaktion gegen sittliche Entartung und Schamlosigkeit auftritt. Sie ist nervös geworden, also kränkelnde Sittlichkeit.“ Und gerade die an dieser Krankheit leidenden Leute seien es, die sich, statt sich zu schämen und zu verbergen, am allerlautesten breit machen, sich mit ihrer defekten Sittlichkeit zu Richtern der Zeit aufwerfen. „Sie beschuldigen ein Werk versteckter Lüsterheit, das nur Formschönes, sinnlich Schönes darstellt. Auch das sinnlich Schöne ist vom Schöpfer dem Geschöpfe zur Freude geschaffen, und gerade der Künstler bedarf seiner zur Darstellung der höchsten Ideen. Nur muß er die Sinnlichkeit beherrschen, nicht die Sinnlichkeit ihn.“ Und als Erziehungsgrundsatz bewähre sich die Brüderie schlecht. „Man muß es leider nur zu oft erleben, wie wenig eine mit bloßen Prohibitionsmaßregeln bewahrte Unschuld stand zu halten vermag, wenn erst einmal die unvermeidlichen Versuchungen an sie herantreten. Ich kenne eine beträchtliche Anzahl sehr präd erzogener Menschenkinder, die, kaum aus der Haft ihrer Erziehungsanstalt entlassen, dem ersten Ansturm zum Opfer fielen.“ Als abschreckendes Beispiel geradezu kindischer Brüderie wird eine Stelle aus einer katholischen Broschüre zitiert und dieser eine Betrachtung des katholischen Dichters Eichendorff gegenübergestellt, der als Feinde der Poesie den kirchlichen Rigorismus katholischer Morallehrer

und den evangelischen Pietismus bekämpft und unter anderm schreibt: „Beide Gegner, die herben Asketiker wie die süßlichen Pietisten, würden, wenn sie zur Alleinherrschaft gelangten, gar bald mit der Poesie fertig werden, die sie jetzt, weil sie sie nicht verstehen, nur unwillig tolerieren. Eine kräftige Sinnlichkeit ist das unentbehrliche Material aller Kunst, und dieser droht der Untergang, gleichviel ob die einen dieses Material ganz vernichten, oder die andern es zur Impotenz verstümmeln.“ Das war die vierte Ursache. Als fünfte wird die mangelhafte katholische Kritik angeführt, die im vorstehenden schon hinlänglich charakterisiert ist, und die es unter anderm verschuldet, daß die deutschen Katholiken die beiden heut lebenden wirklich bedeutenden katholischen Dichter, die sie haben, gar nicht kennen: Martin Greif und Emil Marriot (Pseudonym für Emilie Mataja). Endlich, das ist die sechste Ursache, besitzen die Katholiken „kein belletristisches Organ, das seine Leser ausschließlich unter den gebildeten Erwachsenen sucht“.

Ein besondres Kapitel wird den katholischen Familienblättern und Zeitungen gewidmet, sofern sie sich mit Belletristik befassen. Die dargelegte Gemütsverfassung ihres Publikums hat zur Folge, daß sie sich alle Einsendungen vor allem daraufhin ansehen müssen, ob darin nicht ein Duell, ein Selbstmord, ein uneheliches Kind oder sonst etwas für die Zimperlichen Anstößiges vorkommt, und falls dieses der Fall ist, auch das Beste zurückweisen. In Spanien sei man darin viel weitherziger. Der sehr realistische Roman „Lappalien“ (Bequeñas) des mehrerwähnten Jesuiten Coloma ist in dem von Jesuiten herausgegebenen „Boten vom heiligen Herzen Jesu“ erschienen. In der Vorrede begegnet der Verfasser dem Einwurf, sein Roman könne die Herzensunschuld gefährden. „Von welcher Unschuld spricht man da? Von der wahren, arglosen, frommen Herzensunschuld, die nichts weiß, und die weder von der Theorie noch von der Praxis etwas ahnt? Sie wird diese Blätter ohne Verständnis lesen und ohne zwischen den Zeilen zu lesen; sie wird die Rose pflücken, ohne an den Dorn zu denken. Wenn sie ihn aber riecht und dann entdeckt, so waren ihre Augen eben nicht so verschlossen, wie man sich eingebildet hatte, so schöpft diese Unschuld ihre Kraft weniger aus ihrer Herzensreinheit als aus ihrer Unwissenheit.“ In Deutschland hätte den Roman keine katholische Zeitschrift angenommen; das hat der Jesuit gewußt und ihn gleich dem Inselverlag übergeben. Veremundus ermahnt die Redakteure und Verleger, sie sollen keine solche Angsthasen sein. Die Dummen und Bigotten, die gegenwärtig das katholische Familienblatt und das Zeitungsfeuilleton beherrschen, machten höchstens 5 Prozent der Leserschaft aus. Die Zahl der Verständigen und Gebildeten, denen es zukomme, den Ton anzugeben, sei mindestens ebenso groß. Von den übrigen 90 Prozent aber gelte das Sprüchlein von David Strauß: „Das Publikum ist eine Kuh, die graßt und graßt nur immerzu. Kommt eine Blume ihr vor die Nase, die nimmt sie mit und fragt nicht: was? Ist ihr wie andres Futter auch, beschäftigt das Maul und füllt den Bauch.“

In einer Schlußbetrachtung: „Unsre Pflicht“ wird gerügt, daß die katholischen Literaten auch so bedeutende Zeiterscheinungen wie Nietzsche und Ibsen vorüberziehen lassen, ohne sich gründlich und entschieden darüber zu äußern. „Wie man, heißt es am Schluß, ein unbändiges Pferd nur in der Gewalt hat, wenn man dem vorwärts strebenden selbst vorwärts strebend auf dem Rücken sitzt und die Zügel führt, so beherrscht man auch eine Zeitströmung nur, wenn man tüchtig mitten drin wirkt, nach dem herzhaften Worte des Freiherrn von Hertling: Um eine machtvolle Bewegung in richtige Bahnen zu leiten, gibt es kein andres Mittel, als sich mitten hinein zu werfen.“

Zwei der Ursachen literarischer Rückständigkeit seiner Glaubensgenossen, die Karl Muth beklagt, sind unter seiner Mitwirkung beseitigt worden. Im Jahre 1900 wurde die Literarische Warte gegründet, die in seinem Geiste geleitet wird, und 1903 die Monatschrift „Hochland“, deren Leitung er selbst übernommen hat. Das Hochland erscheint in der Jos. Köfelschen Buchhandlung zu München und Rempten in gebiegener Ausstattung und kommt inhaltlich Westermanns Monatsheften am nächsten, nur daß es nicht illustriert ist. Das Format ist etwas kleiner, aber ein Heft ist dicker als ein Doppelheft von Westermann. Wie dieser schließt Hochland die Politik aus und behandelt alle Kulturzweige. Daß es, wenigstens vorläufig noch nicht, wie Westermann, in jedem Hefte zwei Romanfortsetzungen und eine Novelle bringen kann, ist bei dem beschriebnen Zustande der katholischen Novellistik und den Grundsätzen Muths selbstverständlich. Auch an größern wissenschaftlichen Abhandlungen ist es nicht so reich wie jener. Dafür hat es viele kleine Sachen aus allen möglichen Gebieten, auch viel Gedichte und sehr viel literarische und Kunst-kritik. Von dieser wollen wir einige Proben vorlegen. Der Zeitspruch der Zeitschrift, der den Namen rechtfertigen soll, lautet:

Hochland — hohen Geistes Land,
Sinn, dem Höchsten zugewandt!



Das Land Transkaspien

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



Es erscheint vielleicht verwegen, nach den wenigen Tagen einer Eisenbahnfahrt durch Transkaspien dieses weite Land in seiner Eigenart kurz schildern zu wollen; aber der Versuch ist möglich, denn Transkaspien ist ein Land, das in der Gleichartigkeit seiner Bodengestaltung und seiner klimatischen Verhältnisse kaum übertroffen werden dürfte. Zudem wird der aufmerksame Reisende während der langsamen Eisenbahnfahrt mit allen Formen und Erscheinungen schnell genug vertraut: er fährt unter dem Wüstengebirgsrand zunächst auf schmalen Uferstreifen zum Großen Balchan, durchschneidet die Kulturzone, Sandsteppe und